

# Mobilisation

Autor(en): **Michel, A. C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **2 (1939-1940)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861133>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

brach das Dach der Halle unter der Last des Schnees zusammen, zertrümmerte die grosse Figur und zerschlug auch alle übrigen Arbeiten. Und im August des Jahres 1924 sollte das Denkmal eingeweiht werden!

Die Bestürzung unter den Freunden war gross, die Aussicht, das Werk zu vollenden, so gering, dass sogar einige Mitglieder des Denkmalkomitees — es waren glücklicherweise nur wenige — demissionierten. L'Éplattenier aber liess sich nicht entmutigen. «Nichts ist verloren, denn ich bin heil», tröstete er jene, die ihm Trost spenden wollten. Wäre das Dach an einem Werktag eingestürzt, so hätte es den Künstler begraben können, und dann allerdings wäre alles verloren gewesen. Mit zornigem Trotz machte er sich wieder an die Arbeit, um schliesslich das Schicksal, das seinem Werk entgegenstand, doch zu zwingen. In kürzester Zeit hatte er den Gipsentwurf wieder hergestellt, und dann prasselten unermüdlich die Hammerschläge auf dem Werkplatz neben dem Bahnhof von La Chaux-de-Fonds, drangen die Meissel tief in den Granit und schälten die

herrlich, heroische, würdige Gestalt heraus, die wir heute von so vielen Abbildungen kennen und daran unsere Blicke bewundernd auf- und niederleiten.

In den ersten Augusttagen des Sommers 1924 wurden Sockel und Figur nach Les Rangiers gebracht, und ein Gerüst wuchs in den Himmel, mit dessen Hilfe die «Schildwache» auf den Sockel gestellt wurde. Und am 24. August konnte die feierliche Einweihung stattfinden! Etwas verlegen über die vielen Worte der Anerkennung stand der Künstler zwischen General Wille, Generalstabschef von Sprecher, Bundesrat Scheurer und andern hohen Offizieren, das Herz in Bescheidenheit voller Genugtuung darüber, dass ein grosses vaterländisches Werk, das mit den Wandmalereien im Schlosse Colombier seinen Anfang genommen, eine plastische Krönung gefunden hatte.

Die «Schildwache» auf Les Rangiers — wir fühlen es heute stärker als je — ist der Ausdruck unseres Wehrwillens und unserer Wehrbereitschaft, womit allein wir unser Land frei und unabhängig erhalten.

## Mobilisation.

Von A. C. Michel, Stadtpfarrer, Solothurn.

Der 1. August des Jahres 1939 stand unter trüben Vorzeichen. Wohl loderten, wie sonst die Höhenfeuer, wohl klang in Lied und Weise der Hochgesang der Heimat, aber für denkende Menschen erschien die Zukunft voll drohender Gefahren. Was man das Jahr zuvor aufatmend erwartet hatte, nämlich eine dauernde Entspannung und einen dauernden Frieden, das erwies sich als ein Truggebilde. Und mancher, der sonst am 1. August bequem zu Hause gesessen und sich nicht viel aus der vaterländischen Feier gemacht hatte, schaute jetzt voll Besorgnis zum weissen Kreuz im roten Feld, das friedlich im Nachtwind flatterte.

Und die Dinge kamen, wie sie kommen mussten. Immer grösser und unerträglicher wurde die Spannung, immer gefahrdrohender das Spiel der Grossmächte, immer mehr redete man vom Frieden, während man sich mit Riesenschritten davon entfernte und den kommenden Krieg schon am Horizonte sah. Die politische Entwicklung machte die Mobilisation des Grenzschutzes in der letzten Augustwoche notwendig. Während noch die Schulen mit flutternden Fähnlein ihre Reisen machten und fröhlicher Kindergesang zum Himmel stieg, machte sich der Grenzschutz fertig zur Erfüllung seiner Aufgabe. Feldmässig bepäckte

Wehrmänner aller Alter und Grade drängten sich auf den Bahnhöfen und fuhren ihrem Bestimmungsorte zu.

Am 31. August war das Leben wie sonst. Die einen gingen, wie gewohnt an ihren Arbeitsplatz, die andern in die Schule ... aber wie wir gen Mittag aus dem Hermesbühlschulhaus traten (wir hatten gerade noch Unterricht mit der Erstkommunikantenklasse gehabt), da schwirrte es in der Luft von Gesamtmobilisation der schweizerischen Armee. Niemand wusste etwas Sicheres, überall wurde gefragt und geraten, die Chancen dafür und dagegen besprochen ... und auf einmal, um die Mittagsstunde begann unser Lautsprecher mit seinem Aufgebot. Immer wieder tönte es aus dem Apparat: «Der Bundesrat hat ... Der Oberbefehlshaber der schweizerischen Armee hat verfügt. ... Erster Mobilmachungstag Samstag 2. September.

Nun wickelte sich die Sache ab, wie sie in Friedenszeiten genau und gründlich überlegt und angeordnet worden war. Vom Apparat weg rannten die einen nach ihrer Ausrüstung, weil sie bereits am Vorabend des ersten Mobilmachungstages eine Aufgabe zu erfüllen hatten, welche die Mobilmachung vorbereitete. Im Arbeitsanzug waren sie nach Hause gekommen, nach kurzer Zeit verliessen sie es feldmarschmässig ausgerüstet. Es war nicht immer ein leichter Abschied, denn jeder wusste, dass es sich jetzt nicht um einen kurzen und frohen Wiederholungskurs handelte, sondern um den bitteren, ja vielleicht um den blutigen Ernst. Tapfere Frauen, Gattinnen und Mütter, drängten gewaltsam ihre Tränen zurück, um dem scheidenden Wehrmanne den Abschied nicht schwerer zu machen. «Geh in Gottesnamen und tue deine Pflicht!» hat manche Mutter ihrem Sohne gesagt.

Wer noch bis zum morgigen Tage Zeit hatte, legte die letzte Hand an seine Ausrüstung. Alles, auch das letzte und kleinste sollte bereit sein, wie es sich für einen Soldaten geziemt. Man

hatte ja schon einige Male in den letzten Monaten seine Sache zusammengestellt und sogar seinen Kaputt gerollt. Nun liefen die Frauen und Töchter, die Kinder, um für den Vater oder den Bruder noch Proviant zu holen und es war mancher unter uns, der ausgerüstet wurde, als ob er eine ganze Schweizerreise mit seinem eigenen Proviant auskommen müsste. In den verschiedenen Geschäften wurden die besten Modelle von Taschenlampen versucht und gleich noch ein paar Batterien als Ersatz mitgenommen. Schuhnägel galt es auch noch einzuschlagen, und der untadelige Glanz des Ordonnanzmessers musste mit allerlei Kniffen hergestellt werden. Einlagesohlen und Wäschesäckchen, alle Arten von Wäsche, von der wärmsten bis zur leichtesten türmten sich auf. Und etlichen Biedermännern stand das Haar zu Berge, wenn sie die ganze Geschichte im Sack oder im Kofferchen verstauen sollten.

Bis tief in die Nacht hinein war in vielen Häusern Licht und Bewegung. In aller Eile wurde bis in die Morgenstunden hinein Dringliches erledigt und provisorisch Anordnungen getroffen für die kommenden Tage. Gott sei Dank, der Bundesrat hatte mit seiner Anordnung, dass man sich mit wichtigen Lebensmitteln eindecken sollte, vielen scheidenden Wehrmännern die ersten Sorgen abgenommen. Aber es blieb so vieles liegen und so vieles unvollendet, von dem man nicht wusste, ob man noch einmal werde daran Hand anlegen können. In Gottes Namen, es wird gehen müssen, wie es schon oft gegangen ist in den 648 Jahren der Schweizergeschichte.

Auf den Strassen war ein Kommen und Gehen. Vor dem Pfarrhause waren wohlbekannte Gestalten, die man unterm Helm fast nicht erkannt hätte. Hin und wieder klirrt ein Helm auf dem Steinpflaster, Kommandorufe ertönen, im Lichte der Strassenlampen bilden sich Kolonnen. Und um Mitternacht war es, da von irgendwoher der

Fahnenmarsch herauftönte und ein Brausen und Tosen von Männerstimmen erscholl: ein wackeres Territorialbataillon wurde vereidigt und zog unter seinem wackern Kommandanten fort, wohin, das wusste vorläufig keiner.

Am frühen Morgen, als St. Ursen noch still dalag und kaum eine Beterin hinaufgestiegen war durch die Treppe, feierte ich zum letzten Mal für lange Zeit das hl. Opfer in unserer lieben Pfarrkirche. Im Messbuch stand auf diesen Tag ein Schweizer Heiliger, der sel. Apollinaris von Posaz im Kanton Freiburg, der in den Stürmen der Revolution die strahlende Märtyrerkrone sich erobert hatte. Noch einmal empfahl ich im hl. Opfer Gott, dem Schutzherrn des Schweizerlandes unser Volk und unsere Heimat und unsere Armee, und nicht zuletzt unsere Pfarrei. Schon rasselten die Wagen durch die Strassen, schwer genagelte Bergschuheknirschten über das Pflaster, allgemeine Richtung zum Bahnhof. Noch einen Blick auf die Schweizerfahne auf dem Pfarrhaus, die wir gestern bei der Ankündigung der Mobilisation aufgezogen, den Helm auf den Kopf, den Rucksack über die Schultern: «Behüte euch Gott alle miteinander!» Von allen Seiten strömte es feldgrau zum Pfarrhaus, in Wehr und Waffen, Rekruten, die erst eben aus der Rekrutenschule heimgekommen, der Auszug, die erste und zweite Landwehr, die alten Soldaten von den Territorialeinheiten, die schon einmal eine Mobilisation und eine vierjährige Grenzbesetzung mitgemacht hatten, das alles zog zum Bahnhof und suchte mühsam Platz in den Wagen, die bis zum letzten Winkel besetzt waren. Mit den Feldgrauen waren auch viele Angehörige gekommen, die nochmals Abschied nehmen wollten oder die den Augenblick des Abschiedes möglichst lange hinausschieben wollten. Mit tiefer Bewegung blickten wir auf die Zurückbleibenden. Hatten wir Soldaten es nicht viel besser, als sie?

Wir wussten, was wir zu tun hatten, sei es bei einer Grenzbesetzung, sei es im Kriege. Die andern mussten ausharren und mit dem täglichen Leben fertig werden, so gut es eben gehen mochte. Heisse Wünsche folgten uns, heisse Wünsche blieben zurück, als der Zug aus dem Bahnhof hinausfuhr in den Morgen. Merkwürdig, Anno 1914 hatten die Soldaten gesungen, heute hörte man keinen Ton. Nicht dass sie verzagt und traurig gewesen wären, nein, im Gegenteil, aber auch der hinterste und letzte Mann fühlte die Wucht dieser Stunden, wo die Heimat ihren Ruf erschallen liess: «Auf, meine Söhne, die Heimat in Not!»

Solange es ging, schaute ich zurück auf die St.-Ursen-Kirche, und es war ihr liebes und vertrautes Bild wie ein Trost und eine Verheissung und ein Gruss und eine Mahnung: «Tut allweg und unverzagt eure Pflicht!»

Bald war sie verschwunden, man tauschte Rede und Gegenrede mit den Kameraden. Und wenn man sich auch dem Namen nach nicht kannte, man fühlte sich eins unter der Fahne der Heimat. Eins auch mit jenen, die nun von Olten heraus auf den Sammelplatz Solothurn fahren und winkend und grüssend an den Fenstern der vorüberrollenden Gegenzüge standen. Ein Blick auf die Uhr zeigte, dass wir viel Verspätung hatten, aber die Zahl der Militärzüge, die vorüberfuhren, liess auch den Grund erraten.

Olten war wie ein grosses Heerlager. Man hätte fast auf den Köpfen gehen können auf dem Perron nach Basel und Luzern, nach Aarau und nach Solothurn. «All die Wehr und Waffen tragen, stehen auf von Berg und Tal. — Und es klingt der alte Degen und es singt der alte Stahl...» hatte einst Meister Gottfried Keller gedichtet. Nun wurde es zur Wahrheit. Auf allen Stationen standen die Wehrmänner und winkten die Leute. Waren es auch oft tränenumflorte Blicke, welche den Scheidenden folgten, so zeigte alles

Volk eine Haltung und eine Festigkeit, dass man wirklich stolz wurde auf die innere Kraft, welche sich in schwerer Stunde offenbarte. Wer mit und dabei gewesen ist, weiss, was eine Mobilisation ist, was es heisst, die Fuhrwerke und die Bespannung, die das Material, die Munition, die Korpsausrüstung und weiss Gott was alles noch zu fassen, alles zu kontrollieren, zu verteilen, bereit zu machen... und die ganze komplizierte Maschinerie in Gang zu bringen! Wer noch nie dabei gewesen ist, dem kann man das einfach nicht schildern! Gegenüber der Mobilisation 1914 war alles viel anders geworden, besonders die Bewaffnung. Damals hatte man Gewehre und Karabiner, Pistolen und Revolver und die dazugehörige Munition. Jetzt kamen die schweren und leichten Maschinengewehre, die Minenwerfer, die Infanteriekanonen. Und es kam, was auf uns alle den grössten Eindruck machte, die Anprobe der Gasmasken, ihre Verpassung und sorgfältige Behandlung. Der Abscheu vor dieser unmenschlichen Waffe des Gaskrieges prägte sich in jedem Antlitz aus.

Kurz und lärmefüllt war die Samstagnacht. Unaufhörlich war der Zug der Motoren durch das enge Stadttor. Schwere Lastwagen mit Anhänger, Motorräder in halbsprecherischem Tempo.

Personenwagen aller Marken und Grössen, dazwischen Pferdefuhrwerke und marschierende Truppenteile zeigten, wie auch nachts die Arbeit nicht ruhte.

Endlich am Sonntag nach dem Gottesdienste die feierliche Vereidigung, die jedem Soldaten unvergesslich bleibt, ob er sie nun zum ersten Male mitmacht oder ob er schon zum zweiten Male den heiligen Schwur tut, keiner wird jene Worte vergessen, die eingegraben sind bis zum letzten Augenblick... «und alles tun, was die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes fordert...» Der Blick auf die Vierecke von Stahlhelmen und der Blick auf die flatternden Bataillonsfahnen muss überwältigend gewesen sein, was wir in Reih und Glied gedacht haben, das ist unsere Sache und das soll sich nicht in Wort und Schrift, sondern in Tat und Wahrheit ausdrücken, heute, morgen und so lange es die Heimat nötig hat.

Und dann formieren sich die Marschkolonnen, die Bataillonsspiele beginnen mit einem packenden Marsch, in eisernem Rythmus setzt sich die Kolonne in Bewegung, der Grenze zu irgendwohin, wo wir jetzt noch nicht wissen, aber wo wir unser Möglichstes tun werden und wollen, um der Heimat die beiden grössten irdischen Güter zu erhalten: den Frieden und die Freiheit!

## Die drei Rekruten.

Von Carl Spitteler.

Bei strömendem Regen im Bivouak  
Kampierten drei müde Rekruten.  
Sie legten den Kopf auf den Mantelsack  
Und zogen den Hals in die Kutten.

Der Regen rauschte, sie merkten's kaum,  
Und sachte, vom Wunsch zum Gedanken,  
Begann in Bälde ein tröstlicher Traum  
Vor ihren Augen zu schwanken.

Sie meinten in ihrer Phantasei,  
Als wären sie schon Generäle.

Im Schlachtengetümmel und Feldgeschrei  
Diktierend die barschen Befehle.

Gemeinsam dünkten die Dreien vereint,  
Man wolle sie überflügeln,  
Und unerschöpflich flüchte der Feind  
Herab von den mörderischen Hügeln.

Und Adjutanten kämen gesprengt,  
Bleichwangig, umblitzt von Granaten:  
«Wir sind umzingelt und eingezwängt.  
Man meutert. Man wähnt sich verraten.»